Ueber den Begriff des Tragischen.

Die Philosophie ist das Nachdenken über den Tod. Niemand kann sich der ernsten Frage entziehen, wozu er lebt und ob er auch ein Ziel verfolgt, welches mit seinem Bewusstsein übereinstimmt. Denn gerade die Einigkeit mit sich und mit anderen ist es, wohin wir alle streben. Da nun der Tod so häufig zwischen uns und unsere Pläne störend tritt, da er das schönste, in sich noch so harmonische Leben plötzlich abschneiden kann und wir als Menschen in einer steten Furcht vor ihm leben, welche jene Ruhe und Einigkeit immer beeinträchtigt, so ist es klar, dass sich die Wissenschaft, welche vorzugsweise die Welt als ein Ganzes aufzufassen sich bestrebt, die Philosophie, mit dem Tode vorzugsweise beschäftigt, um ihn als etwas Nichtiges, Gleichgültiges, mit Unrecht uns Besorgniss Erregendes darzustellen. Es ist gerade der Vorzug des Menschen vor dem Thier, dass er Todesfurcht kennt, und man darf diese Furcht nicht ohne Weiteres als eine Gestalt, in der die Feigheit auftritt, auffassen. Ruft doch einer der grössten Geister entzückt aus: „O selig, wem die Ursache der Dinge zu erkennen vergönnt ward, wer jegliches Zagen, wer die Furcht des unerbittlichen Todes, des Acheron furchtbares Rauschen, tief unter sich schaute.“ Diese Furcht ist offenbar eine der vielen Leidenschaften, die den Menschen beherrschen. Wer befreit ihn denn davon? Wo soll sich der Mensch hinstellen, um einen solchen Eindruck von den Dingen zu erhalten, dass er hinweg ist über jenes beängstigende Gefühl? Da hör' ich die Menschen des Lebensgenusses sagen: Was kümmert uns der Tod? Wir leben, so lang' es Tag ist für uns. Sollen wir uns das kurze Leben verderben durch Betrachtungen, welche an dem Tode doch nichts ändern? Diese Antwort hat ihre Berechtigung, aber sie ist doch nur dem Verfahren zu vergleichen, welches Jemand beobachtet, der sich, wie jener Oedipus, beide Augen blendet, um nur nicht zu sehen, was er nicht sehen will. Giebt es denn nicht ein Licht, in welchem der Tod als ein Versöhner und Vollender, nicht als ein Verderber und Zerstörer erscheint? Ja, es giebt ein solches Licht. Dieses Licht wird uns heller und heller aufgehen, wenn wir einen Begriff einer näheren Betrachtung unterziehen, welcher stets gereiften Menschen und Völkern ein Gegenstand ernsten Nachdenkens, schwerer Geistesarbeit gewesen ist: ich meine den Begriff des Tragischen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Tragische kann betrachtet werden: als eine Erscheinung im Leben, als Gegenstand der Kunst und als Weltbetrachtung. Es versteht sich von selbst, dass in allen dreien Beziehungen der Kern der Sache derselbe ist, nur dass wir verschiedene Standpunkte wählen, von denen aus sie sich uns darstellt.

Wir fragen, was tragisch im Leben ist. Offenbar nicht dasselbe, was traurig ist. Denn wozu dieser aus der Aesthetik entlehnte Ausdruck auf Verhältnisse oder Personen des täglichen Lebens angewendet, wenn wir dasselbe darunter verstehen, was traurig ist? Traurig ist vielmehr, objectiv betrachtet, nur das, was in irgend einer Form auf den Stillstand frischer Lebensbewegung hindeutet, wobei der Grund dieses Stillstandes völlig gleichgültig ist, und, subjectiv, die Stimmung des Gemüthes, in welche wir beim blossen Anblick oder der eigenen Erfahrung jener Stockung der Lebenskräfte versetzt werden. Traurig ist Krankheit, Tod, Unglück in irgend einer der tausendfachen Gestalten. Kurz, traurig sein ist, wenn ich so sagen darf, eine meist oberflächliche Trübung der inneren oder äusseren Welt. Was traurig ist, das wird wieder froh, so wie das Wasser, welches heute grau vor uns liegt, morgen im tausendfarbigen Glanz der Sonne schillern kann. Nicht so das Tragische. Dieses liegt tiefer und deutet auf etwas Bleibendes, Unabwendbares, nicht blossem Zufall oder blosser Laune Unterworfenes. Wenn wir eine Krankheit betrachten als herbeigeführt durch edle Aufopferung für andere, wenn wir den Tod ansehen als das allgemeine Loos der Lebendigen, wenn wir irgend ein Unglück begreifen, verstehen und sehen, wie viele Fäden, welche der davon Heimgesuchte nicht in der Hand hatte, es in Bewegung setzten, wie eine Maschine, von der nur ein Rad durch eine menschliche Hand gedreht wird, während die anderen durch die künstlich angewandte Mechanik gehen, dann nennen wir diese Dinge nicht mehr traurig, sondern tragisch, und demgemäss ist die Empfindung, welche wir dabei haben. Da jedoch eine so auf den Grund gehende Betrachtung der auf der äusseren Oberfläche nur als traurig erscheinenden Gegenstände schon einen denkenden und fortgeschrittenen Geist voraussetzen, so ist es klar, dass man vom Tragischen im Leben nur vom Standpunkte der die Gründe erforschenden Wissenschaft sprechen darf. Ja, es muss bemerkt werden, dass derjenige, der geneigt ist, den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens eine zu grosse Bedeutung zu geben und sie gewissermassen als Objecte der Wissenschaft vom Tragischen anzusehen, leicht in Gefahr kommt, den Takt des Mithandelns und Mitagirens zu verlieren. Man könnte alle unpraktischen Theoretiker in gewisser Beziehung dahin rechnen, ja, man wird nicht zu weit gehen, wenn man behauptet, dass das Trauerspiel Hamlet gerade deshalb so merkwürdig ist, weil hier der Held das schon von vornherein für tragisch hält, was für ihn nur traurig sein müsste. Das Stück würde keine Tragödie geworden sein, wenn der Held nur traurig geblieben wäre bei den Erlebnissen, welchen er Stand halten soll. Eine so tiefe Kluft ist zwischen dem Leben und der Kunst, und so wird denn auch das Tragische in der Kunst zu einer ganz anderen Betrachtungsweise führen, als das im Leben.

Allein wir dürfen dieses noch nicht aufhören zu betrachten, da es die Grundlage für die anderen Untersuchungen gewährt. Werfen wir einen Blick auf das der Erfahrung jedes denkenden Menschen zugängliche Leben, so finden wir, dass die Klagen über dasselbe so häufig gehört werden, dass wir nicht den Vorwurf einseitiger oder subjectiver Anschauungsweise uns zuziehen, wenn wir die Behauptung aufstellen: im Leben selbst ist schon ein tragischer Zug gegeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Woher kommt es, dass wir nicht immer fröhlichen Gesichtern begegnen, dass der Ernst oder die Unzufriedenheit oder die Wehmuth vielen ihren Stempel aufgedrückt haben? Dieses hat nicht den Grund allein in flüchtigen Launen, in zufälligen Irrthümern, in vorübergehenden Stimmungen, sondern es muss anerkannt werden, dass unser Leben im Allgemeinen wenigstens gefährlich und schwierig genug ist, um uns mit Unglück entweder zu bedrohen oder wirklich in solches zu stürzen. Wir reden hier nicht dem Pessimismus das Wort, welcher gewiss nur eine Verirrung genannt werden darf, zumal wenn er mit dem Anspruch wissenschaftlicher Berechtigung auftritt; wir betonen nur das, was sich objectiv als Ursache feststellen lässt, warum das Leben so vieler Menschen durchaus einer Tragödie ähnlich sieht, warum Faust mit einem gewissen Recht ausruft: Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen, dass hier und da ein glücklicher gewesen? Jener Mann, der vor Allen die Gunst des Schicksals erfuhr, Göthe, ruft einmal aus: Was gehört Alles dazu, damit einmal ein Mensch zu Stande kommt! Er will doch damit nur sagen, dass die Bedingungen, unter denen ein harmonisches Dasein möglich ist, äusserst selten zusammentreffen. Also der Mensch scheint im Allgemeinen des Glückes nicht gewiss sein zu dürfen, und wenn es nur die Unsicherheit wäre, welche die Tragik des Lebens begründete, so wäre das Grund genug, von derselben als einer durch die Empirie bestätigten Thatsache zu sprechen. Die in der Gegenwart lebende Jugend und der gedankenlose, nur an die tägliche Arbeit und den dumpfen Genuss hingegebene, an der Brust der Gewohnheit noch immer wie ein Kind liegende Mensch können dieses freilich nicht einsehen, aber es ist gewiss, dass der völlige Mangel dieser Einsicht dem mündig gewordenen Menschen nicht ansteht und dass der damit verbundene Leichtsinn sich früher oder später rächt. Als sich gleich bleibende Grundzüge des menschlichen Lebens, die es eben tragisch machen, heben wir nun hervor: die Verwandtschaft des Lebens mit dem Tode; die Kurzsichtigkeit des menschlichen Verstandes in Ansehung dessen, was uns täglich treffen kann und was wir nicht zu verhüten im Stande sind; die Abhängigkeit von den Leidenschaften, von denen der Mensch sich erst zu befreien pflegt, wenn er die schlimmen Folgen derselben an sich und andern nicht mehr vermeiden kann, ja, deren Sklave er in dem Grade ist, dass er sich mitunter rühmt, dem strengen Herrn endlich den Dienst aufgesagt zu haben, während in Wahrheit der Herr den in seiner Arbeit ergrauten Diener als einen nunmehr unbrauchbar gewordenen Knecht weggejagt hat; die Verschiedenheit der Naturen, die durch die Verkettungen ihrer Geschicke zusammengeführt werden und an derselben Stelle des grossen Arbeitsfeldes den Acker zu bestellen haben, die nun eine jede nach dem ihr eigenen Gesetz ihren Wirkungskreis ausfüllt, aber eben deshalb oft zerstört, was die anders geartete Natur mit Mühe nach dem ihr innewohnenden Trieb erbaut hat, woraus sich denn ergiebt, dass die Erde häufig genug doch nicht Raum für alle hat und dass ohne eine bestimmte Absicht, die Jemand gehegt hätte, nur durch entgegengesetzte Kräfte, die auf einen Punkt zusammenstossen, Werke der Zerstörung ausgeübt werden; endlich bleibt noch die ausserordentliche Bosheit und das grossartige Laster, welche dem Leben oft genug eine tragische Färbung geben.

Doch ist nicht zu leugnen, dass diese eben genannten tragischen Erscheinungen nur da eintreten, wo der Mensch entweder durch seinen Charakter oder durch sein Schicksal, wenn wir hier noch beides trennen, gewissermassen den Blitz des Tragischen anzieht, der ja immer am meisten die Spitzen der Berge und die Thürme trifft, schon nach dem Wort des alten Dichters.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir dürfen von einer Anlage, von einer Prädestination zum Tragischen sprechen. Reden wir zuerst von dem Charakter, so entsteht die Frage, ob nicht in dem Charakter selbst schon die Bedingung zu einem tragischen Lebenslauf gegeben ist. Stellen wir uns wieder auf den Standpunkt der Erfahrung des täglichen Lebens, so müssen wir den Charakter eines Menschen als nothwendig auffassen d. h. wir müssen annehmen, dass er unter gegebenen Verhältnissen so sehr mit Bestimmtheit nur eine einzige der möglichen Arten, sich zu benehmen und zu handeln, zeigen wird, dass man, die Bekanntschaft des Charakters und der ihn bewegenden Motive vorausgesetzt, das Benehmen und die Handlungsweise unfehlbar wird voraussagen können. Denken wir uns z. B. einen Fürsten, welcher nicht elastisch und beweglich genug ist, in einer sehr bewegten Zeit die verschiedenen Forderungen und Bedürfnisse seines Volkes zu verstehen, geschweige denn zu befriedigen, der aber in Uebereinstimmung mit seinem Charakter eine Richtung verfolgt, in der ihm nur ein kleiner Theil des Landes mit Beifall folgt, so ist dieses Alles so gewiss zu begreifen, wie es eine nothwendige Verkettung von Ursache und Wirkung ist; hier würde nun etwas Tragisches stattfinden, wenn die eherne Nothwendigkeit jenes Charakters dennoch an jenem Widerstand äusserlich zerschellen müsste. In diesem Beispiel ist schon die andere Seite, von der aus ein tragischer Fall des Lebens betrachtet werden kann, angedeutet: der äussere Widerstand im weitesten Sinne ist das Schicksal, welches insofern auch eine gewissermaszen natürliche Anlage zum Tragischen bilden kann, als Geburt, Erziehung und sonstige Einflüsse, sowie die Stellung, welche Jemand im Leben einnimmt, abgesehen von dem Beitrag, welchen seine freie Entschliessung dazu gegeben haben mag, einen bestimmten Antheil an jener Anlage haben. Je durchsichtiger für uns diese beiden Faktoren des Tragischen, Character und Schicksal, sind, desto näher treten wir schon im Leben demjenigen, was die Kunst zu völliger Klarheit zu bringen hat. Deshalb machen einzelne Perioden der Geschichte auf den mit ästhetischem Gefühl begabten Kenner derselben einen vorwiegend tragischen Eindruck. Ebenso wie wir von einem schicksalsvollen d. h. mit seinem freien Willen gegen grosse Hindernisse ankämpfenden Menschen reden, so können wir auch von besonders schicksalsvollen Epochen sprechen. Ja, wir müssen eingestehen, dass eigentlich jeder Kampf zweier an sich berechtigter Mächte, so auch der Parteien in einem Staate, immes etwas Tragisches an sich hat, weil das Recht fast niemals nur auf einer Seite ist, sondern sich so vertheilt, dass die auf der einen Seite für den Augenblick stattfindende Niederlage und der Sieg auf der anderen auf den denkenden d. h. über den Parteien stehenden Geist jedes Mal einen tragischen Eindruck macht. Deshalb haben diejenigen Zeiten das meiste Interesse, wo der Geist neue Formen sucht, um sich auf eine den veränderten Zuständen angemessene Weise zu offenbaren. Die Geschichte lässt uns dann dem Todeskampf einer alten Zeit zusehen, bis wir wahrnehmen, dass die geängstigte Seele den Körper, welcher ihr zu enge geworden ist, verlassen hat und in dem Leibe einer neuen Zeit wieder jung geworden ist.

Solche Zeitalter sind z. B. der Untergang der alten Welt und der Sieg des Christenthums, die Reformation und — setz' ich mit einigem Bedenken hinzu — auch unsere Zeit. Ja, es war eine schöne Zeit jenes Griechenthum, auch noch, wie es im Spiegel der römischen Welt erscheint, und wohl ist es begreiflich, dass das Zucken der Todeskrämpfe jener für uns nur noch in der Dichtung lebenden Welt sich durch ganze Jahrhunderte zieht, dass jener Julian der Abtrünnige sich erkühnte, das Rad der dem Christenthum unaufhaltsam zueilenden Zeit noch aufzuhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Galt es doch das Recht des Lebens, der schönen, freien Menschlichkeit, der Phantasie zu vertheidigen gegen eine Lebensauffassung, die nur strenge Entsagung, völlige Unabhängigkeit von allen Weltgenüssen, gänzliche Hingabe an eine andere Welt verlangte, zu der der Weg nur durch die Schrecken des Todes gehen sollte und die mit völligem Bewusstsein doch nur von den Geistern erfasst werden konnte, welche stark und zugleich fein genug organisirt waren, um sich über die Sinnlichkeit mit ihren tausendfach lockenden und zerstreuenden Erscheinungen zu der Idee einer Einheit erheben zu können, zu welcher die gesprengten Glieder gesammelt werden sollten. Wie stolz hatte dieses Rom dann sein Haupt erhoben, mit wie gewaltiger Hand hatte es die Erde sich unterworfen, und nun erliegt es dem heranbrausenden Strom der Völker, die ein neuer frischer Lebenszug heranführt! Hier laufen so viele Fäden der seit Jahrhunderten vorbereiteten und sich nun erfüllenden Schicksale zusammen, hier sind gewaltiges Thun von heldenmüthiger Seelenstärke und Tapferkeit bis zum Raffinement einer entarteten und naturwidrigen Sinnesart einerseits und andererseits ein grosses Leiden unter dem Druck der Jahrhunderte hindurch geduldeten Sclaverei so nahe zusammengerückt, dass es kaum ein grösseres tragisches Schauspiel in der Geschichte zum zweiten Mal giebt. Allein auch der christliche Geist drohte zu erlöschen unter der Obhut der Menschen, welche sich die todte Ueberlieferung der Geschichte, das Festhalten an starren Formen zu Nutze machten, und wie das Edelste und Höchste in seiner Verzerrung am Entsetzlichsten und Widerwärtigsten erscheint, so gab das Christenthum nach anderthalb Jahrtausenden seines Bestehens vielleicht ein noch entsetzlicheres Bild, als das ersterbende Alterthum. In den der Reformation folgenden Kämpfen leben auch wir noch. Unterdessen hat sich der Gesichtskreis so sehr erweitert und sind der die ganze Erde verbindenden Strassen so viele geworden, dass die grossen, alle Fäden zusammenhaltenden Charaktere immer seltener werden, dass also, wenn Wissen und Wollen nicht mehr gleichen Schritt halten, das ganze Leben immer mehr einer Aufgabe gleichen wird, der es sich selbst nicht gewachsen fühlt, um auch so wieder zum Tragischen eine Beziehung zu haben. Es ist dieses der Grund, weshalb in unserer Zeit häufig sogenannte problematische Naturen auftauchen, auch solche, die bei der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte gegenüber den zusammengesetzten Verhältnissen, in welche sie sich durch Leidenschaften verwikkelt haben, von dem Weltschmerz gequält werden, welcher in einer jetzt überwundenen Literaturepoche seinen Ausdruck gefunden hat. Solchen Erscheinungen des modernen Lebens fehlt jedoch die Stärke des Willens, welche nothwendig ist, um den Eindruck des Tragischen in uns hervorzubringen. Denn wir müssen uns hüten, alles Krankhafte und Schwache im Leben sogleich für tragisch zu halten. Eben darin zeigt sich das Allgemeine des Tragischen, dass die gesunde menschliche Natur damit behaftet ist und dass wir nicht in das Krankenhaus gehen dürfen, um es zu entdecken.

Endlich nehmen wir das Tragische im Leben besonders wahr in dem Leben grosser Männer, die berufen sind, ganzen Jahrhunderten eine neue Richtung zu geben. Sie kämpfen vergeblich gegen die Irrthümer ihrer Zeit an und finden häufig ihren Untergang in diesem Kampf, schon weil die blinde Macht der gegenwirkenden Masse äusserlich immer stärker ist, als der Einzelne; nur das, wofür sie kämpften, bleibt gerettet für alle Folgezeit. Sieht man z. B. das Leben Schiller's darauf an, so wird man zugeben müssen, was ausgesprochen worden ist: sein Leben selbst ist die ergreifendste Tragödie, welche er uns hinterlassen hat. Ebenso wären hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

namhaft zu machen: Dante, Giordano Bruno, Spinoza, Galilei u. a. Betrachtet man das Leben derselben, so ist es ein steter Kampf, entweder in ihrem eigenen Innern, bis zu der Läuterung der Ideen, für deren Geltendmachung sie lebten, oder gegen die äussere Welt. Sie werden getrieben von einem Geist, welcher sie weithin wirken lässt und dessen Spuren in der Geschichte nicht vergehen; dabei geht ihnen aber das Leben selbst mit seinem heiteren Genuss verloren. Zwar bietet ihnen der eigene Geist mit seinem Reichthum Ersatz dafür, allein da sie des belebenden und stärkenden Mitgefühls in der Regel entbehren, so muss häufig der Zweifel in ihrer Brust rege werden, ob sie auch das Rechte ergriffen und vertheidigt hätten, bis ihnen dann erst, wenn ihre Kraft gebrochen ist, die Gewissheit einleuchtet, dass sie für alle Zeiten gelebt haben. Wenn dieses durchaus tragisch genannt werden muss, so ist der Grund hier in dem Dämonischen zu suchen, in jener zunächst unerkannten Macht, von welcher jene Männer beherrscht werden; denn sie geben ja das augenblicklicke und sich ihnen darbietende Glück häufig genug auf, um etwas immer doch noch Ungewisses zu verfolgen, was sie anfangs nur in dürftigen Umrissen in der Seele tragen. Daraus ist jener Ton des Schmerzes zu erklären, welcher häufig die Aeusserungen solcher Männer durchzieht, der freilich durch die Klarheit ihres Bewusstseins über sich selbst und ihre Aufgabe gedämpft wird. Auch muss bemerkt werden, dass grosse Gedanken in der Regel nur die reifen Früchte grosser Leidenschaften sind, dass also dieselbe Beziehung, welche zwischen den Leidenschaften und dem Tragischen stattfindet, auch in dem Leben jener ausserordentlichen Männer nachweisbar ist. Das Licht, das anderen leuchtet, verzehrt sich selbst.

Wir betrachten nun das Tragische in der Kunst. Hier ist, wie schon oben bemerkt, die eigentliche Stelle des Tragischen; denn um es im Leben zu entdecken, dazu gehört schon ein künstlerisches Auge. Die einzelnen Künste hier durchzunehmen und nachzuweisen, wie tragische Elemente in jeder liegen, dazu ist hier nicht der Ort. Was man aber unter einer Tragödie im eigentlichen Sinne versteht, das will ich in Kurzem darzuthun versuchen. Die Tragödie giebt das treffendste Bild des menschlichen Lebens,*) sofern man es unter dem Gesichtspunkt der oben angegebenen Grundzüge betrachtet (S. V.), und so gewiss dieses Leben uns interessirt, da wir alle darin verwickelt sind, so gewiss wird uns die Tragödie interessiren. Erinnern wir uns jener Grundzüge des Lebens, die es eben tragisch machen, so werden wir behaupten müssen, dass der Dichter diese zur Darstellung zu bringen hat. So viel Ernst im Leben ist und uns täglich zu schaffen macht, so viel, nicht mehr und nicht minder, muss der Dichter in sein Werk hineinzulegen wissen. Offenbar schlägt er dadurch diejenigen Saiten in der menschlichen Brust an, welche die zartesten sind, diejenigen, welche eben davon Zeugniss ablegen, dass wir nach dem Höheren, nach dem Vollkommenen strebende Wesen sind. Damit ist jedes Spielen mit dem Leben, jeder Leichtsinn, jeder geistreiche Scherz ausgeschlossen. Das Streben nach dem Höchsten ist eben schwer: es wird nur auf einem langen mühsamen Weg relativ erreicht oder auf einem kürzeren, in welchem dann mehr Mühen und Schmerzen zusammengedrängt sind. Den letzteren Weg wählt der Dichter, weil die Kunst ihm Beschränkung auferlegt. Die Tragödie stellt das Ringen des Menschen nach dem Vollkommenen dar und hat darin ihre allgemeinste, ihre ideale Bedeutung. Das Vollkommene ist aber nicht irdischer Natur, sondern jeder Mensch macht nur in

*) Deshalb schliesst sie, wie dieses, keineswegs komische Elemente aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser oder jener Richtung einen Ansatz dazu. Deshalb muss nun der Mensch in diesem Streben nothwendiger Weise erliegen — und weil er erliegen muss, darum ist das Leben selbst gewissermaszen eine Tragödie, so wie umgekehrt die Tragödie ein Abbild des Lebens. Man lasse sich nur ja nicht an der Wahrheit unserer Behauptung irre machen durch die Wahrnehmung, dass ja häufig die Helden in den Tragödien nichts weniger ale ideale Gestalten sind, sondern gerade das Böse mit Bewusstsein durchführen oder wenigstens neben ihren edlen Eigenschaften grosse Schwächen zeigen. Ist das erstere der Fall, wie z. B. in Richard III., so bewährt sich ja jenes Streben nach dem Vollkommenen jenem grossartigen Bösewicht gegenüber durch den Widerstand, welchen es der ausserordentlichen, nur auf das Schlechte gerichteten Willenskraft so weit entgegensetzt, dass er trotz seines Verstandes, trotz seiner Energie doch zu Grunde geht. Wie könnte die Idee des Sittlichen mehr verherrlicht werden als dadurch, dass ein solcher Mensch vergeblich gegen sie ankämpft und als Himmelstürmer gegen sie auftritt? Ja, man dürfte die Meinung aufstellen, dass Richard III. ja auch nach dem Vollkommenen, nur in verkehrter Richtung, strebt, da die Genugthuung, mit welcher er durch seinen überlegenen Verstand die Menschen nach seinen Zwecken leitet, immer noch durchblicken lässt, dass ein ursprünglich starkes Rechtsgefühl in ihm auf die Bahn der Selbstsucht und Zerstörung getrieben worden ist. Dieses von ihm gewaltsam unterdrückte Rechtsgefühl macht sich denn auch erschütternd genug geltend, als die Stimme des Gewissens in ihm erwacht ist. Tritt aber der Fall ein, dass ein edler Charakter durch gewisse an ihm haftende Schwächen in Irrthum verfällt, so zeigt dieses eben, dass alles Vollkommene unter den Sterblichen nur relativ ist. Dieses ist z. B. zu ersehen aus dem Oedipus.

Das Streben des Menschen nach dem Vollkommenen zeigt sich zunächst in grosser Thatkraft. In demselben Maass, in welchem diese Thatkraft nun auf Widerstand stösst und in welchem ihr der ihr angemessene Wirkungskreis versagt wird, ist der Mensch zum Leiden fähig. Da nun in der Tragödie immer der Kampf des Guten und Bösen in den verschiedensten Abstufungen zur Darstellung kommt, kann man auch als Kriterium der Tragödie ein grosses Leiden ansehen. Finden wir nun, dass Thun und Leiden allerdings im Verhältniss zu einander stehen, so finden wir doch nicht, dass Leiden und Schuld einander entsprechen müssen, wir müssten denn die Schuld mit dem Leiden identificiren. Unter Schuld verstehen wir in einer tragischen Handlung jedoch nicht immer eine augenfällige und schon in der ganzen Charakteranlage des Helden liegende Missachtung der göttlichen Gesetze, durch welche er die Nemesis herausfordert, sondern die Schuld ist häufig so unter den an der Handlung Theil habenden vertheilt, dass es sich jeder Berechnung entzieht, ein wie grosses Leiden jedes der betheiligten Häupter mit Recht auf sich herabgezogen hat. Hier entsteht jenes furchtbare, zweideutige Licht, in welchem der mit unverdorbenem Rechtsgefühl ausgerüstete Mensch an sich selbst und der Welt irre werden kann, ja, in welchem er, wenn er bis dahin nicht schuldig geworden ist, indem er, von seinem beschränkten Standpunkt aus, die Gerechtigkeit herstellen will, jetzt erst in Schuld zu verfallen im Begriff ist. Von einem beschränkten Standpunkt aus wird nun überhaupt immer menschlicher Weise die Gerechtigkeit hergestellt; denn es handelt sich bei Festsetzung des Vergehens und des dafür anzuwendenden Strafmaasses nur immer um Zurückführung eines gegebenen Falles

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf ein bestehendes Gesetz. Dieses ist ein rein logisches Verfahren und kann in höherem Sinne die gröbste Ungerechtigkeit zur Folge haben. Denn weder kann das Gesetzbuch jemals den unendlich fein nüancirten Verhältnissen des Lebens entsprechen, noch kann der Rechtsfall in allen Beziehungen erschöpfend untersucht werden, noch endlich ist der Richter etwas anderes als eine Person, die in dem Drama des Processes auch mitspielt und die folglich ihren Antheil an Schuld entweder schon mitbringt, oder ihn sich erst holt. Die völlige Verschiedenheit der menschlichen und der göttlichen Gerechtigkeit zeigt sich am ergreifendsten da, wo der Mensch für die Schuld, deren er sich bewusst ist, sich selbst strafen will und sein eigener Richter sein zu können meint. Er legt sich nun freiwillig eine Strafe auf, gewissermaszen aus Furcht vor der göttlichen, allein nicht nur, dass die göttliche Strafe doch nicht ausbleibt, der Mensch stürzt sich dadurch auch noch in neue Schuld. Hiernach hätten wir zu unterscheiden zwischen juristischer oder menschlicher und zwischen poetischer oder göttlicher Gerechtigkeit. So nothwendig die erstere für die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft ist, so wenig kann ihr Schneckengang zu dem Ziel einer Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen d. h. eben zu einer absoluten Gerechtigkeit führen, „denn hört der Krieg nicht schon im Kriege auf, woher soll Friede kommen?“ und hört das Recht nicht schon im Rechte auf, woher soll Recht wohl werden?

Sehen wir nun, dass der Unschuldige leidet und dass keineswegs Verdienst und Glück gleich gewogen sind, so muss offenbar die Tugend an sich*) etwas von dem Leiden Unberührbares sein und des äusseren Lohnes nicht bedürfen. Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Auf diesen erhabenen Standpunkt erhebt uns der tragische Dichter, wenn z. B. eine Antigone, weil sie den Bruder nicht unbegraben lassen will, dafür in der Art büssen muss, dass sie selbst lebendig begraben wird.

Es ist nun ferner ein besonderer Unterschied in der Auffassung des Tragischen von Seiten der antiken und der neueren Dichter wahrzunehmen, wiewohl das Wesen des Tragischen dadurch nicht berührt wird. Was die ganze dem Alterthum eigene Anschauungsweise zu einer anderen als die unserige macht, das wird auch hier nicht verfehlen sich zu zeigen. Das Alterthum trennt nicht, wie wir, das Subject und das Object; mit anderen Worten: wenn wir stets zwischen uns und unserer Auffassung der Dinge einerseits und den Dingen selbst andererseits zu unterscheiden gewöhnt sind, so lag dieses im Bewusstsein der Alten nicht so streng geschieden. Deshalb sind die alten Tragiker geneigt, den Menschen als einen verschwindenden Punkt dem allgewaltigen Schicksal gegenüber erscheinen zu lassen, während wir die Freiheit des Individuums immer der äusseren Welt gegenübersetzen. Wir sind kritischer geworden, indem wir nicht nur das Subjekt und das Objekt streng auseinanderhalten, sondern auch wieder innerhalb der Sphäre des Subjectiven und des Objectiven zahlreichere, feinere, nur — so zu sagen — mit Hülfe des Mikroskops mögliche Unterscheidungen machen. Dass unser Gesichtskreis grösser geworden ist, dass die Erde und der Himmel sich für den forschenden Blick des Menschen merklich erweitert haben, das zeigt sich auch in der Tragödie der Alten und der Neueren. Schon

*) Wir meinen weder die abstract stoische noch die vielfach in Selbstsucht befangene virtus der Römer, sondern die, in welcher wirklich ein Abglanz des Göttlichen oder dieses selbst in die Erscheinung tritt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an der äusseren Länge könnte man es sehen. Diese Wahrheit ist anerkannt, aber man hat zuweilen falsche Folgerungen daraus gezogen. Man behauptet nun, das antike Trauerspiel beruhe auf der Idee des Schicksals, das neuere, namentlich das Shakespeare's, darauf, dass das Geschick der Menschen aus ihrer eigenen Brust hergeleitet würde. In diesem Satz ist nur dieses richtig, dass die neueren Tragiker mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit die Charaktere nicht blos zu skizziren, sondern zu zeichnen und auszuführen pflegen, indem die von ihnen vorgeführten Menschen in einem grösseren Umfang, als es bei den Alten geschieht, über sich und andere reflectiren, woraus sich denn ergiebt, dass wir einen tieferen Einblick in die Werkstätte der Handlungen, in das Gemüth des Menschen, zu thun im Stande sind. Das Schicksal spielt dabei jedoch immer noch die bedeutsame Rolle, die es in den antiken Tragödien hat, ja, die äussere Nothwendigkeit, welche in jener vorliegt, ist bei den neueren zugleich eine innere geworden, so dass das Schicksal von Shakespeare nicht nur aus der Verkettung der Verhältnisse, in welche der Mensch sich hineingesetzt sieht, besteht, sondern zugleich aus seinem eigenen Innern hergeleitet wird. Der Charakter des Menschen ist ein Theil seines Schicksals, d. h. die Nothwendigkeit des Charakters schliesst sich continuirlich gleichsam wie eine fortlaufende Kette an die Nothwendigkeit der Umstände an Denn der Charakter zeigt sich als ein bestimmter nur in einer Handlung oder einer fortlaufenden Reihe von Handlungen. Diese sind aber nothwendig und determinirt, folglich weichen sie in nichts ab von dem Gang des Schicksals, dessen Geschlossenheit und ununterbrochene Ganzheit nur einer Phalanx zu vergleichen ist. Für den Dichter, welcher uns nur Erscheinungen vorführt und das innere Wesen nur aus diesen erkennen lässt, ist somit die Nothwendigkeit immer dieselbe geblieben. Indem wir diese an der Kette der Nothwendigkeit fortlaufende Erscheinungen wahrnehmen, fragen wir allerdings nach dem Grunde derselben d. h. nach dem, was sie an sich, abgesehen von ihrer Erscheinung, sein mögen. Darauf hat jedoch der Dichter, auch der neuere, keine Antwort; höchstens legt der neuere Dichter uns diese Frage dadurch näher, dass er uns weiter zurückführt auf den Grund der Erscheinungen, indem er die Motive ausführlicher darlegt. Und so gelangen wir von selbst zu der Freiheit des Willens, welcher eben nichts weiter bedeutet, als das ausserhalb der Erscheinungen liegende und nur im Innersten selbst fassbare Ding an sich, auf die Handlungsweise des Menschen angewandt. So ist es zu erklären, dass als Kennzeichen der neueren Tragödie besonders der Kampf des freien Willens mit dem Schicksal angegeben worden ist. A. W. v. Schlegel hat diesen Ausdruck zuerst in seinen dramaturgischen Vorlesungen gebraucht, indem er jedoch diesem Ausdruck eine ganz allgemeine Bedeutung giebt. Das Schicksal hat für uns nun nicht mehr seinen Sitz über den Olympischen Göttern wieder als eine mythologische Gestalt, sondern, wie es in gewisser Hinsicht auch schon bei den Alten erscheint, die Gesellschaft in ihren verschiedensten Formen, also besonders in der Form des Staates, tritt dem Individuum gegenüber. Je nach dem der Gesellschaftskreis, in welchem die tragische Handlung vorgeht, grösser oder kleiner ist, ist das Trauerspiel entweder ein geschichtliches oder ein bürgerliches.

Mit unserer Erklärung des Begriffes Schicksal ist nun, wie sich von selbst versteht, jede fatalistische Auffassung ausgeschlossen, welche die tragische Handlung nicht mehr auf die Leidenschaft der Menschen und die Verkettung der Umstände, sondern auf irgend einen sonderbaren Fall, der keine vernünftige Erklärung zulässt, zurückführt, was z. B. eintreten würde, wenn man,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie Zacharias Werner, etwa einen Tag im Jahr als einen Unglückstag für eine Familie bezeichnete und nun aus dem Umstande, dass an diesem bestimmten Tag im Jahr immer ein Unglück einzutreten pflegte, dasjenige, welches Gegenstand des Trauerspiels ist, erklären würde. Diese Tragik ist gleichbedeutend mit Spuk und Gespensterfurcht und hat nichts zu thun mit der unsrigen.

Wir verlassen nun den objectiven Standpunkt der Kunst und fragen, weshalb wir Vergnügen am Tragischen finden. Zunächst ist die Antwort darauf: dasjenige, welches jede Kunst gewährt, ist auch aus der tragischen zu schöpfen. Hier besonders gilt Göthe's Wort: „Was im Leben uns verdriesst, man im Bilde gern geniesst.“ Das specifische Vergnügen, welches die tragische Kunst bezweckt, ist auf sehr verschiedene Weise gedeutet worden von Aristoteles herab bis auf die neuesten Aesthetiker, Adolph Stahr und Jakob Bernays, und es dürfte gerade hier die passende Stelle sein, an einer Geschichte dieser ästhetischen Fragen die Veränderungen und Wandlungen der Zeiten in ihrer Beziehung zur tragischen Kunst nachzuweisen. Ich muss mich hier auf das Wichtigste und Hervorragendste beschränken.

Es ist keine Frage, dass die Erregung des Gemüthes, wie die Musik sie etwa bewirkt, ein Vergnügen gewährt, weil eine entsprechende Kraft in Thätigkeit gesetzt wird. Dieses gilt in noch höherem Grade von der Poesie und im höchsten von der tragischen. Nicht allein, dass es wie Aristoteles scharfsinnig bemerkt, eine Genugthuung gewährt, den Gegenstand der Nachahmung in der Wirklichkeit mit dem nachgeahmten in der Poesie zu vergleichen, das ganze geistige Vermögen wird beim Anschauen eines Trauerspiels in ein freies d. h. seinem innersten Wesen angemessenes Spiel der Kräfte versetzt. Es erklärt sich daraus, dass die empfängliche, frische Jugend und immer die Völker auf dem Höhepunkt ihrer Bildung ein besonderes Wohlgefallen an der tragischen Poesie gefunden haben. So wie es der grösste Schmerz ist, wenn Einem die Kraft gerade da versagt, wo man ihrer bedarf, so ist es eben ein Gefühl der Lust, seine Kraft auf dem ihm zusagenden Gebiet zu fühlen. Je grösser die Kraft, desto höher das Vergnügen. Wo Jemand schöpferisch ist, da ist er in seinem Element, da kommt er der Gottheit am nächsten. Deshalb wird der Dichter selbst wohl das grösste Vergnügen empfinden, aber schon das blosse Reproduciren des schon Geschaffenen, das blosse Aufnehmen ist angenehm, insofern es ja nicht bloss die Folge, sondern in gewisser Hinsicht auch die Bedingung einer wirklichen Schöpfung ist. Die Kräfte sind nun freilich verschieden und demgemäss wird auch das Vergnügen an der tragischen Kunst ein verschiedenes sein; nur wird jeder Mensch durch das rein Menschliche darin angezogen und berührt werden. Deshalb werden wohl alle Leidenschaften durch die Tragödie angeregt, ganz besonders jedoch, weil, wie oben gezeigt ist, das wesentliche Merkmal derselben ein grosses Leiden ist, die Affecte des Mitleidens und der Furcht. Wie man sich dieses vorstellen soll, das ist eine Frage, deren Lösung kaum zu geben sein dürfte, wenn man nicht zu Bildern und Gleichnissen seine Zuflucht nehmen will. Genug, dass wir wissen: wir haben mit den auftretenden Personen gelitten und wir haben für sie und für uns gefürchtet. Und zwar wird dieses in um so höherem Grade der Fall sein, als der Dichter einen Conflict von grosser Bedeutsamkeit und tiefgreifender Wirkung dargestellt hat, z. B. der Conflict zwischen Gemeinwohl, Staatswohl und Familienpflicht. Wenn wir nun einen solchen Conflict wie einen sehr verwickelten Process vor uns sehen, dann ist in der That unser ganzes Gemüth in die äus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

serste Bewegung versetzt. Allein bei diesem Sturm der Gefühle darf der grosse Dichter nicht stehen bleiben, er muss ihn beschwören und das Meer sänftigen, damit die Gestirne sich wieder klar darin spiegeln können. Dieses thut er durch die Oekonomie des Stückes, welche auf einen solchen Abschluss der ganzen Handlung hinzielen muss, dass wir dadurch in gewissem Grade mit den entsetzlichen und schwer auszugleichenden Widersprüchen ausgesöhnt werden. Indem wir nämlich sehen, dass alle menschliche Kraft, mag sie noch so hoch sich emporschwingen, die sittlichen Gebote nicht durchaus erfüllen, die vollkommenen Tugenden nicht erreichen kann, erfüllt uns zwar zunächst dieser vergebliche Kampf, diese erhabene Ferne, in welcher sich auch von dem Vortrefflichsten das Urbild aller Vollkommenheit selbst befindet, mit einem Schauder, aber da jene Ideen der sittlichen Vollkommenheit nach wie vor wie die Sterne in dunkler Nacht oder nach einem Schiffbruch auf der See ruhig stehen bleiben und wir noch im Stande sind, dieses zu erkennen und wahrzunehmen, so bemächtigt sich unserer eine versöhnlichere Stimmung, welche an die Stelle jener Bitterkeit tritt, mit welcher die Schroffheit des unerbittlichen Schicksals anfangs von uns empfunden wurde. Der Tod kommt uns nun nicht schrecklich vor; denn die ewige Vollkommenheit ist unberührt davon geblieben, ja, es ist uns gewiss geworden, dass der Tod auch gar keinen Theil hat an dem Vollkommenen in jenen Menschen, welche wir ihn soeben haben erleiden sehen, und dass alles Sterben nur den letzten Läuterungsprocess zu bedeuten hat, welchen der einzelne Mensch durchzumachen hat, um in das Ewige, Allgemeine, Göttliche aufgenommen zu werden. Wenn die Edelsten und Tüchtigsten dem Leiden und dem Tod unterworfen sind, kann das Leben dann einen absoluten Werth haben? Und wie steht es dann mit den Schlechten und denen, die der Vollkommenheit um vieles ferner stehen? Hierauf giebt es keine andere Antwort, als die schon in dem markerschütternden älten Kirchenlied gegeben ist:

Judex ergo quum sedebit,
Quidquid latet apparebit:
Nil inultum remanebit.

Die unvertilgbar in dem Menschen lebende Idee einer ewigen Gerechtigkeit fordert es, dass der Tod als eine allgemeine Schuldforderung aufgefasst wird, die ein Jeder zu bezahlen hat, der da lebt.

Das Leben ist der Güter grösstes nicht,
Der Uebel grösstes aber ist die Schuld.

Wir betrachten endlich das Tragische als Weltansicht. Hier gehe ich zurück zu dem, was ich oben bemerkte, dass im Leben die tragische Betrachtung durchaus unbrauchbar ist und keinen praktischen Werth hat. Denn die blosse Erkenntniss der Unbeständigkeit und Vergänglichkeit des Irdischen, sollte sie auch nicht einen unbefriedigten Missmuth und eine der Herbheit des Schicksals entsprechende Bitterkeit erzeugen, sondern in eine mildere Stimmung versetzen, wird uns schwerlich moralisch bessern, da der Wille, auf den es am meisten ankommt, nicht gelehrt werden kann. Von vornherein verzichtet also auf die Sympathie thatkräftiger Männer, wer etwa eine Reihe von Aussprüchen und Thatsachen anführt, welche sich auf dem tragischen Standpunkt der Weltbetrachtung halten. Indem wir handeln, in noch so kleiner Sphäre, indem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir irgend einen Zweck auf dem angemessenen Weg zu verwirklichen trachten, brauchen wir gar nicht die grosse Welt, ja, es ist eben ein Beweis für den Mangel an jener weisen Beschränkung, wenn über das Leben und die Welt im Allgemeinen geklagt wird. Allein wenn wir den rein praktischen Standpunkt verlassen und uns einmal in die Lage derjenigen versetzen, denen er versagt ist, sei es durch eigene Schuld, oder durch unglückliche Schicksalsfügungen, dann werden wir die aus der alten und neuen Welt stammenden hieher gehörenden Ansichten und Gebräuche begreifen. Hier verweise ich die Leser auf Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" II. pag. 670, welchen Citaten ich nur noch das Schiller'sche hinzuzufügen habe:

Auf den Bergen ist Freiheit. Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Dr. Arthur Jung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf